

(Nachdruck verboten.)

21]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Was diese Ewastochter schon alles durchgemacht hat, Juan!“ sagte der Verwalter. „Die Köpfe, die sie in zehn Jahren verdreht hat, von einem Ende Europas bis zum andern! Stelle Dir vor, sie ist das reinste Geographiebuch, mit intimen Bemerkungen am Rande eines jeden Blattes! Sicherlich kann sie keine Landkarte ansehen, ohne bei den Hauptstädten zur Erinnerung ein Kreuz zu machen. . . Und der arme Botschafter! Ohne Zweifel starb er aus Längeweile, weil ihm kein Ort mehr blieb, wo er noch sein Vaterland hätte vertreten können. Seine Gemahlin wollte hoch hinaus. Die gekrönten Häupter, die dieses Läubchen verwirrt gemacht hat! Die Königinnen zitterten bei ihrer Ankunft, als wäre sie die Cholera. Schließlich blieben dem braven Botschafter für die Betätigung seiner diplomatischen Fähigkeiten, nur noch die Republiken Südamerikas. Das grämte ihn sehr, und er zog es vor, zu sterben. Glaube aber nicht, daß der Engel sich nur mit solchen begnügte, die in königlichen Palästen verkehren. Wenn es wahr ist, was man sich erzählt! Sie ist den Extremen hold, entweder alles oder nichts; bald hat sie es auf das Höchste abgesehen, und bald scheint sie die Erde aufwühlen zu wollen. Man sagte mir, daß sie in Rußland einem jener Mähnenmenschen nachgelaufen sei, die Bomben werfen; einem Bürschen mit einem Wetergesicht, der ihr keine Beachtung schenkte, weil sie ihm in seinen Geschäften hinderlich war. Gerade deswegen ließ das Engelchen nicht von ihm ab, bis man ihn schließlich aufhakte. Auch soll sie Beziehungen zu einem Maler in Paris gehabt haben, und man versichert sogar, er habe ihr Bild, so ziemlich unverhüllt, gemalt, den Arm vor das Gesicht gehalten, damit man sie nicht erkannte; so soll sie auf Streichholzschachteln zirkulieren. Das ist aber jedenfalls nicht wahr, und übertrieben. Wahrscheinlicher ist, daß sie die Freundin eines Deutschen gewesen ist, eines Musikers, der Opern komponierte. Wenn Du sie Klavier spielen hören könntest! . . . Und wenn sie singt! Genau wie eine Primadonna, wie sie am Theater von San Fernando während der Ostersaison singen. Und glaube nicht, daß sie nur italienisch singt, sie bringt alles fertig, französisch, deutsch, englisch. Ihr Onkel, der Marquis de Moraima, der, unter uns gesagt, ein etwas eingebildeter Patron ist, behauptet, wenn er von ihr im „Fünfundvierziger Klub“ spricht, er habe sie im Verdacht, daß sie Lateinisch verstehe. . . Was für eine Frau, he, Juanito? Welch ein interessantes Weib!“

Der Verwalter sprach von Donna Sol mit Bewunderung und hielt alle Begebenheiten ihres Lebens, sowohl die einwandfreien wie die fragwürdigen, für außerordentlich und eigenartig. Ihre Geburt und ihr Vermögen flößten ihm, wie Gallardo, Respekt und Wohlwollen ein, und sie verhandelte über sie mit beifälligem Lächeln. Dieselben Tatsachen würden einer anderen Frau eine Flut von respektwidrigen Urteilen zugezogen haben, und jedenfalls würde sie wegen eines solchen Vorlebens den Verworfensten ihres Geschlechts zugezählt worden sein.

„Hier in Sevilla,“ fuhr der Verwalter fort, „führt sie ein musterhaftes Dasein. Deshalb zweifle ich an der Wahrheit dessen, was man vom Ausland erzählt. Es sind wahrscheinlich Verleumdungen gewisser Aspiranten, die auf Trauben ausgehen und sie zu grün finden.“

Und indem er die Keckheit dieser Frau lachend feierte, die zeitweilig mutig und herausfordernd wie ein Mann war, wiederholte er die Gerüchte, die in gewissen Klubs der Sierpers-Straße über sie herumgeboten wurden. Als die „Botschafterin“ nach Sevilla zurückkam, hatten die jungen Leute eine Art Hof um sie gebildet.

„Stelle Dir vor, Juanito; eine elegante Frau, wie es keine hier gibt, die ihre Kleider und Hüte aus Paris, ihre Wäsche und Parfüms aus London bezieht und überdies die Freundin von Fürsten ist. . . Sozusagen, als wären die Ab-

zeichen der ersten Stierzüchtereien Europas in sie eingebrannt. . . Wie Verrückte folgen sie ihr auf Schritt und Tritt, und das Läubchen gestattet ihnen gewisse Freiheiten, da es unter ihnen wie ein Mann zu leben wünscht. Aber einige gingen zu weit, sahen irrtümlich die Ungebundenheit für etwas anderes an, und wo Worte fehlten, wollten Hände zugreifen. . . Es gab Ohrfeigen, Juanito, und noch Schlimmeres. Donna Sol versteht sich aufs Fechten und sie kann Faustschläge austheilen wie ein englischer Matrose. Außerdem kennt sie die japanische Kampfweise, die Jiu-Jitsu heißt. Jesh wird sie weniger belästigt, aber sie hat Feinde, die ihr Uebles nachreden. Die einen loben an ihr, was nicht wahr ist, und die andern gehen so weit, ihre Schönheit in Abrede zu stellen.“

Wie der Verwalter behauptete, war Donna Sol von ihrem Aufenthalt in Sevilla entzückt. Nachdem sie lange Zeit in nebligen und kalten Ländern verlebt hatte, bewunderte sie den tiefblauen Himmel, den matten Goldglanz der Winter Sonne und sie konnte die Wonne des Lebens in dieser, wie sie sagte, so pittoresken Gegend nicht genug loben.

„Sie ist ganz hingerissen von der Freiheit und Ungebundenheit unserer Sitten, wie eine jener Engländerinnen, die zur Karwoche hierherkommen. Als ob sie nicht in Sevilla zur Welt gekommen wäre! Sie will fortan den Sommer im Ausland und den Winter hier zubringen. Ihres Lebens an Höfen und in Palästen ist sie überdrüssig, und wenn Du wüßtest, mit welcher Art Leuten sie verkehrt! . . . Sie hat sich als Mitglied einer religiösen Bruderschaft aufnehmen lassen, der volkstümlichsten, der des Cristo de Triana oder des Santísimo Cacharro und sie hat ein schönes Stück Geld für Manzanilla Wein für die Brüder ausgegeben. Manchmal ist ihre Wohnung abends voll von Gitarrespielern und Tänzerinnen, allen jungen Mädchen, die in Sevilla Gesang und Tanz lernen. Mit ihnen kommen ihre Lehrer, ihre Familien, ihre entferntesten Verwandten. Alle stopfen sich voll von Oliven, Wurst und Wein, und Donna Sol, in ihrem Sessel wie eine Königin thronend, wird nicht müde, einen Tanz nach dem andern zu verlangen. Sie sagt, es sei für sie ein Genuß wie der, ich weiß nicht welchen Königs, der Opern für sich allein aufführen ließ. Ihre Diener, Leute, die sie mitgebracht hat, lang und steif wie englische Lords, laufen bekrakt mit groben Präsentiertellern herum und verteilen Wein an die Tänzerinnen, die in ihrer Ausgelassenheit ihnen die Backenbärte zupfen und Olivenkerne ins Gesicht werfen. Kann es ehrbarere und fröhlichere Feste geben?“

So setzte Don José dem Matador die Eigenarten Donna Sols auseinander.

Vier Tage, nachdem Gallardo sie in der Pfarrkirche zu San Lorenzo gesehen hatte, näherte sich der Verwalter dem Matador mit einer gewissen Geheimnistuerei in einem Kaffeehaus der Sierpersstraße.

„Bursche, Du bist das reinste Glückskind. Weißt Du, wer mit mir von Dir gesprochen hat?“

Und er näherte seinen Mund dem Ohre des Stiersechters und sagte mit gedämpfter Stimme: „Donna Sol!“

Sie hatte ihn nach seinem Maestro gefragt und den Wunsch ausgesprochen, er möge ihn ihr vorstellen. Er sei von einem eigenartigen, so ganz spanischen Typus! . . .

„Sie sagte, sie hätte Dich mehrere Male in der Arena gesehen; einmal in Madrid, ein andermal ich weiß nicht wo. . . Sie hat Dir Beifall geflätcht und gibt zu, daß Du sehr tapfer bist. . . Paß auf, ob sie wohl etwas mit Dir im Sinne hat! Welch eine Ehre! Du würdest mit einem Male zum Schwager aller Könige des europäischen Kartenspiels avancieren.“

Gallardo lächelte bescheiden und schlug die Augen nieder, aber gleichzeitig wiegte er seine schlankte Gestalt hin und her, als ob er die Vermutung seines Verwalters als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet hätte.

„Aber mach' Dir nur keine Illusionen, Juanito,“ fuhr dieser fort. „Donna Sol will einen Stiersechter aus der Nähe sehen. Ein Genrebild, weiter nichts. Bringen Sie ihn morgen nach Tablada, hat sie mir gesagt. Du weißt, was das bedeutet: Stiere aus der Züchterei Moraima niederwerfen; ein Fest, das der Marquis zu Ehren und zur Zer-

streuung seiner Mächte veranstaltet. Wir werden hingehen; mich hat er auch eingeladen." —

Andern Tages ritten des Nachmittags der Maestro und sein Verwalter durch die Ferienstadt, unter den erwartungsvollen Blicken der Bewohner, die zu den Türen eilten und auf den Trottoirs zusammentraten.

"Sie gehen nach Tablada," sagten sie, „zur Viehauslese.“

Der Verwalter, auf einer weißen, knöchigen Stute, war auf ländliche Weise gekleidet: Kurze, steife Jacke, Tuchhosen mit gelben Samaschen und darüber einen ledernen Schaff, der die Schenkel bedeckte. Der Matador hatte zu dieser Festlichkeit die gewöhnliche kleidsame Tracht der alten Stierfechter erwählt, aus einer Zeit, da moderne Sitten und Gebräuche ihre Kleidung noch nicht der der übrigen Sterblichen gleichgemacht hatten. Seinen Kopf bedeckte ein spitzer Samtbut mit gefräulekten Blüschfasern, der durch einen Riemen unter dem Kinn festgehalten wurde. Die kurze Jacke und die Weste waren von weinfarbigem Samt, mit Besätzen und Verzierungen von schwarzem Astrachanpelz; der Gürtel von roter Seide, die kurze, enganliegende Hose von dunklem Stoff modelte die muskulösen, schlanken Beine des Stierfechters; sie war mit schwarzen Schnallen an den Knien befestigt.

Die beiden Reiter, über der Schulter die lanszenförmige Garrocha aus feinem und widerstandsfähigem Holze, deren Eisen Spitze ein kleiner Tuchballen verhüllte, galoppierten durch die volkreiche Vorstadt, und ihr Erscheinen rief überall Beifallsbezeugungen hervor. Es leben die schmutzen Burschen! Die Frauen grüßten mit den Händen.

„Gott sei mit Euch, schöner Mann! Viel Vergnügens, Herr Juan!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Es werde Licht!

Ein Maiblatt der Erinnerung

zu Leopold Jacobys hiezigstem Geburtstage.

Leopold Jacoby, der Dichter der sieghaft aufsteigenden proletarischen Zukunftsgläubigkeit, hat ein Recht darauf, daß seiner gedacht wird, wenn die herannahende Maifeier die Herzen und Köpfe der Arbeiter aller Länder sonnig warm macht. Wie Freiligrath mit der Märzfeier in natürlicher Einheit zusammengehört, so Leopold Jacoby mit der Maifeier. Denn sein Dichten ist eng verwachsen mit der Zeit, die aus dem großen lichten Gefühl, unumwunden wachsender Macht heraus endlich die Maifeier gebar. Es ist kein Zufall, daß gerade Jacobys Gedichte in den letzten zwanzig Jahren immer wieder am ersten Mai zur Festweihung lebendig gemacht wurden. Diesmal aber liegt ein besonderer Anlaß vor, dieses Dichters zu gedenken: wenn er noch lebte, wenn der Tod nicht allzu früh sein mühebeladenes Leben ausgelöscht hätte, so sähe er heute die Maifeier als ein Siebzigjähriger. Der Dank, der dem Lebenden am hiezigsten Geburtstage gewiß wäre, soll aber dem Toten nicht fehlen.

Leopold Jacoby war ein Zeuge der bewegten Jahrzehnte, in denen Sozialismus und Darwinismus trotz Gegenwehr und Bergewaltigung im deutschen Geistesleben eine Macht wurden. Alter Blinder, Spiegherkleinheit, Zielarmut, das Halbe und ohnmächtig Schwache kleinbürgerlicher Kultur, wurde ausgelöst und berannt und ausgeprengt. Ein mutiges Wagen reiste, das sich von großen Zielen leiten ließ, und von unten her wuchs dieser Bewegung die größte, entscheidende Kraft zu. Eine Massenbewegung, die um Befreiung von Druck und Banden der alten angeerbten Autoritäten rang, schuf den Boden, auf dem die Generation von 1890 weiterkämpfte, und daß die Kampffreude und Siegesicherheit und der schrankenlose Weitflug beglückter Gedanken und Hoffnungen jener Zeit der Pionierarbeit in Leopold Jacobys Schriften am Werke sind, das gibt ihnen nicht geringen geschichtlichen Wert. Die Literaturgeschichtsschreibung weiß freilich von diesem Werte noch nichts. So hat sie also eine Ungerechtigkeit mehr aus ihrem viden Schuldbuch zu tilgen. Die Sünde wiegt um so schwerer, als Jacoby nicht nur ein Denker war, der seine Gegenwart in geistigen Mähen mitlebte; er war auch ein Dichter, der etwas Eigenes bedeutete, einer, der anders als der große Haufen der abieits tändelnden Poeten mit seiner schönheitsjüngenden Kunst enge Fühlung mit den regen Kräften des Lebens seiner Zeit hielt. Aber er ging seinen Weg kühner, als die bürgerlichen Literaturgewaltigen vertragen konnten; er schlug sich „auf der Menschheit linke Seite“: nicht bloß zur darwinistischen Idee der Entwicklung, sondern auch zur sozialistischen, und da hat ihn die Last des Fortschweigens getroffen, wie sie seinen Zeitgenossen Johannes Wedde traf.

Aber in der Arbeiterkass Deutschlands hat Jacobys Name seit den hiezigsten Jahren lebendig geklungen. Der Klang hub an mit dem Buche: *Es werde Licht!* Vom deutsch-französischen Kriege erhoffte nationale Begeisterung, deren Kurzsichtigkeit Schlachten-

siege für kulturelle Großtaten hielt, jahrelang die Erlösung der deutschen Dichtkunst aus den Frostimpeln armerlicher Seichtheit, in die sie nach dem kraftlosen Verhalten des Sturmjahres von 1848 geraten war. Diese Seichtheit der Literatur stellt sich in nicht geringem Grade als Seichtheit des Lesepublikums dar, das die echten Dichter, die damals schufen, nicht beachtete. Denn Dichter wie Heibel und Keller gehören jener trüben Zeit nach 1848 an. Was aber nun Jacoby unmittelbar nach dem Kriege mit der mutig-trohen Dichtung „*Es werde Licht!*“ gab, das war allerdings ein Vorbild der deutschen Dichtung und wurde auch so von charaktervollen Männern wie dem greifen Hoffmann von Fallersleben empfunden; indes auf heiße bürgerliche Liebe konnte es nicht wohl rechnen, denn frischweg segte es mit dem Spottbesen in den Buß der gepreizten aufgedonnerten Seichtheit der herrschenden Spieghergewalt hinein. Und mehr noch: mit herber Klage zeigte das Buch das soziale Elend ohne Schleier und mit jauchzendem Gesange stimmte es die frohe Botschaft von der kommenden sozialistischen Gesellschaft an. Der Lohn für diese Tat blieb nicht aus: das Spieghertum wurde vom bismärckischen Regime gerächt. Aber das Sozialistengesetz brandmarkte sich selbst, als 1878 das inzwischen in zweiter Auflage erschienene Buch Jacobys als erstes auf die erste Liste verbotener Schriften gesetzt wurde.

Doch das Gesetz sollte nun einmal den erwachten Trost der Massen tönen. Da mußte einem Buche ein Schloß an den Mund gehängt werden, in dem unerblickt zur Moral der Rebellion aufgezeigt wurde:

In trüben Tagen
Ohne Jagen
Aller Welt entgegen schlagen
Und just das Allerfedste wagen.

Der Lüge und der Heuchelei,
Der trat ich kühn den Kopf entzwei,
Oder ich reiße ihr mindestens munter
Die Maske von dem Gesichte herunter.
Du willst vertuschen, so will ich aufdeden,
Du willst einlullen, ich will weden.
Ist es nicht hoch und hehr und schön und groß,
Zu lehren
Die da sind niedrig und elend und blind und bloß?
Ihnen die Augen aufzutun?
So woll'n wir darin nicht rasten noch ruh'n.
Und steh'n wir auch wie in der Wüste allein,
Und ist auch der Anfang noch winzig und klein,
Wir dürfen und wollen nicht mutlos sein.
Sieher weinend gesät und lachend gemäht,
Als feig abwarten, bis beides zu spät;
Und was winzig war, wächst ungeheuer.
Aus Funken wird Feuer.

Mit den konservativen Autoritätsmächten und ihrem Bergangenheitskultus hatte Jacobys Dichtung nichts, gar nichts gemein. Alles war auf Gegenwart und Zukunft eingestellt. Die neue Ethik der Massen schoß in leuchtenden Strahlen auf: Die Treue gegen Viele. Und dann der Mahnruf, der ein früher Vorklang zum uns nun geläufig gewordenen Worte vom Jahrhundert des Kindes ist: „Und ihr sollt vorwärts dankbar sein.“ Als Jacoby die Dichtungen dieses Buches schrieb, hatte er weder Marx noch Lassalle gelesen. Er wollte die soziale Wirklichkeit aus eigener Kraft erkennen, von nichts als seiner Erfahrung, seiner gesunden Logik und seiner Humanität geleitet. Er hatte den Instinkt für das Richtige, wie ihn der Proletarier hat.

Auch sein Leben war proletarisch hart gewesen. Aus der Kleinbürgerlichen Gedrücktheit eines jüdischen Kantorhauses in dem hinterpommerschen Fabrikstädtchen Lauenburg stammte er — am 29. April 1840 war er geboren — und unter harten Entbehrungen, auf lange Stipendien und Selbsthilfe durch Privatstunden angewiesen, mühte er sich ab, um den Besuch von Gymnasium — in Danzig — und Universität — in Berlin — zu ermöglichen. Als Student der Medizin gab er sich der zeitraubenden und anstrengenden Arbeit der parlamentarischen Berichterstattung hin: er stenographierte von 1862 an die Reden des preussischen Abgeordnetenhauses. Dann drängt ein paar Jahre lang das Interesse für Naturwissenschaften — insbesondere für Zoologie — die Medizin völlig beiseite und er wendet sich ihr erst wieder zu, als der Plan einer wissenschaftlichen Reise nach den Tropen ihn ernsthaft beschäftigt. Der Krieg von 1870 treibt ihn als Arzt zum deutschen Heere und unmittelbar vor dem Einzugstage erlebt er den Eindruck des revolutionär erregten Paris, das dem Ereignis der Kommune entgegengeht. Er selbst hat gesagt: durch das, was er in jenen Urlaubstagen gesehen, sei er Sozialist geworden. Aber offene Augen hatte er schon vorher für gesellschaftliche Schwächen und Schäden: das 1869 erschienene erste Versbuch Jacobys „*Weinphantasien*“ zeugt davon; es schlägt viele von den kritischen Tönen zuerst an, die dann in „*Es werde Licht!*“ gedanklich und dichterisch weitergereift abermals hörbar werden.

Das blutig endende Ereignis der Pariser Kommune, die Teilnahme an den Versammlungen der lassalleianischen Arbeiterorganisation in Berlin, der wüste Hexensabbat der Gründerperiode, der Anblick des proletarischen Elends, den ihm die Freundschaft mit dem Berliner Augenarzte Hermann Joseph verschafft,

das Studium endlich der Werke von Baffalle und Marx führen Jacoby vorwärts auf der Bahn der sozialistischen Erkenntnis, und nun verdrängt sich sein Glauben und Urteilen und Wollen zu dem sozialphilosophischen Werke Die Idee der Entwicklung, das zuerst 1876 erschien und später, unter dem Sozialistengesetz 1887, in Zürich bei Schabelitz abermals gedruckt wurde. Es ist ein glaubensfreudiges Verflüchtigungsbuch, aus der Fülle erworbener Lebensanschauung ununterbrochen strömend. Unzulänglich und irreführend ist die Frage: warum? Zur Erkenntnis hilft nur die Frage: wie? Denn sie zeigt alles Geschehen in seinen verzweigten Zusammenhängen und führt zu einem Ziele und zu einem Ideale, und dieses Ziel, welches eine vollendete Schönheit in sich schließt, ist von einer ganz spezifischen Bedeutung, nämlich so geartet, daß es nicht der Einzelmensch, wohl aber eine höhere menschliche Organisation, die organisierte Menschheit, zu erreichen und zu vollführen gezwungen ist.

Dies Buch, das als unveränderte Wiedergabe einer stenographisch aufgenommenen Rede des Dichters hohen persönlichen Wert hat, ist ein Dokument der Zeit, in der das sozialistische Denken die letzten großen gesellschaftlichen Aufgaben tatnache herangerückt fühlte. Das Auge spähte nun aus nach den Menschen, denen die Tat anvertraut war, und im Proletariat stand der Befreier und Erlöser in der Zeit. Jacobys Menschenliebe ist feierlichen Glückes voll, wenn sie im Arbeiter die Spuren des vorausgeahnten neuen menschlichen Werdens ersieht. Unbewußt bereitet die Wandlung sich vor, plötzlich wird sie bewußte Kraft. Von dieser Sehnsucht nach edler menschlicher Schönheit, die mit der neuen Zeit kommen wird, ist Jacobys hochgestimmte indisch-mythische Dichtung Cunita erfüllt, die im Beginn der achtziger Jahre drüben in den Vereinigten Staaten entstand, wohin den Dichter die elenden politischen Verhältnisse Deutschlands trieben. Und alles, was in Leopold Jacobys Denken und Fühlen sommig war, strahlt abgeklärt golden aus seinem letzten Werke Deutsche Lieder aus Italien, das 1892 erschien als eine Frucht der arbeitsschweren, bis zum körperlichen Zusammenbruch durchkämpften Jahre in Mailand, wo der Dichter sich eine Stellung als akademischer Lehrer der Literatur und deutschen Sprache erobert hatte. Nach dem Schlaganfall, der ihn im Frühjahr 1892 auf dem Wege zur Akademie traf, hat er noch drei Jahre in Zürich gelebt, von Freundesfürsorge umhüllt, und dort schloß er am 20. Dezember 1895 die Augen: voll froh ausdauernden Zukunftsglaubens auch in den Jahren, als die Lebenskraft verlagte. Das starkfreudige Wort des sterbenden Greises aus Cunita paßt auf ihn:

Aus der Nacht der Zukunft bricht hell
Ein Lichtquell!
Ich nun geh in den Tod,
Doch auf Erden kommt eine neue Zeit
Und die Wende der Not
Mit Notwendigkeit!

Daß Leopold Jacoby in den achtziger Jahren schnell Fühlung fand zu jüngst-deutschen Literaturrevolutionären, namentlich zu Karl Hendell, entsprach nicht etwa nur seiner gesunden Art, die gewonnen war, wo menschliche Kraft sich frisch für ideale Ziele einsetzte, hier führte in der Tat der gleiche Kampf zusammen, der Kampf gegen die jämmerliche Epigonenichtung und die hervorbrechende Begeisterung für das sozialistische Ideal. Jacobys Weinphantasien von 1869 sind viel mehr, als der Titel vermuten läßt, sind etwas anderes als die damals zeitüblichen Schenkenbücher, wenn's auch an Trinksingerei durchaus nicht darin fehlt. Die Form ist nur Sköder, um den Philister heranzuloden. Sie sind ein Spottbuch wider allen Zeittrübfinn, und in einem lang ausgehobenen Gedicht, dem bedeutendsten des Buches, in der deutschen Malame „Das bemooste Haupt“, gehen sie mit offenem Visier zu energischem Angriff vor wider den süßlichen, wirklosen Singlang, wider eine Poesie, in der „sich Blödsinn und Ohnmacht die Hände reichen“. Das Gedicht preist die von Rückert geliebte orientalische Malame wegen der „Freiheit der Form“:

Denn die Freiheit der Form ist ihre Stärke
Und damit vollbringt sie Wunderwerke.

So hat also die Malame bei Jacoby, der sie später in Es werde Licht! und in Cunita frei verwendet hat, nicht den Sinn einer äußerlichen Formliebhaberei, sie lehrt sich mit geradezu rebellischer Absicht gegen die leere Formdicherei des Epigonenstums.

Auch in dem Werke „Idee der Entwicklung“ kam Jacoby auf den Verfall von Kunst und Literatur zu sprechen. In der zweiten Auflage des Werkes, zwölf Jahre später — 1887 —, verschärfte er sein Wort: „eine ideenlose Niedlichkeitspoesie mit dem charakteristischen Wahlspruch: Politit verdirbt den Charakter! feiert heute ihre Triumphe“. Dem aber fügte er die Bemerkung bei: „Doch bereits ist eine jüngere Dichtergeneration aufgestiegen, welche aus innerem Sturm und Drang heraus den Kampf gegen die Mode, gegen den glänzenden Moder, aufzunehmen beginnt. Ein tiefer jugendlicher Fühlens hat die begabtesten und besten aus der Schar instinktiv in die Richtung zu dem Ziele geleitet, in welchem gegenwärtig allein und stets deutlicher erkennbar ein Ideal durchleuchtet.“ Er meinte den Sozialismus.

Wie viel Glück muß ihm in jener von höchsten Hoffnungen gespannten Zeit zugeströmt sein aus der Erkenntnis: wie sehr neue und immer neue Kräfte dem Sozialismus zum Besten dienen! Seine Sehnsucht hat einen Spruch geschrieben und dem Werdegeist in den Mund gelegt. Der ruft ihn der Elektrizität über die Gegenwart hin-

weg zu, aber mahnen soll er alle Kräfte, die das Leben unserer Zeiten gestalten, auch die Kräfte des Menschen selbst:

Dies soll dein Wahrspruch sein:
Machtvoll, still und rein
Sollst du dem Menschen Dienste weih'n
Und ihn vom Arbeitsfluch befrei'n!

Franz Diederich.

Der Einfluß der Kultur auf die Vogelwelt.

Die Tierwelt unserer Erde ist in ihrer Zusammensetzung und ihrem Vorkommen einer steten Veränderung unterworfen, die nicht zum wenigsten durch den Menschen hervorgerufen wird. Der Einfluß des Menschen auf die ihn umgebende Tierwelt macht sich schon in sehr alten Zeiten bemerkbar. Bereits der Steinzeitmensch vermochte es trotz seiner primitiven Waffen, Steinbeil und Lanze, weil zur Ausrottung der größeren Tiere wie Mammut, Riesenhirsch, Höhlenbär, die ihm willkommene und lohnende Jagdobjekte waren, beizutragen. Der Einfluß des Menschen auf die leichtbeschwingte Welt der Vögel macht sich erst viel später bemerkbar. Erst als aus den nomadisch wandernden Jägerbüchsen sesshafte Ackerbauer wurden, als später Landmann und Mönch begannen, weite Strecken Urwaldes niederzulegen, um Land zum Anbau des Brotornes zu gewinnen, werden Veränderungen wahrnehmbar. Die Vögel des Waldes wurden zurückgedrängt resp. vernichtet, und Vögel der Steppe, Rebhuhn, Wachtel, Zzapfe, Lerchen und Ammern bevölkerten, aus Südosten eindringend, die zu Feldern (künstlichen Steppen) umgewandelten Waldgebiete. Große Veränderungen brachte das letzte Jahrhundert der Vogelwelt. Die Reste des Urwaldes, der ehemals von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee ganz Mittel- und Westeuropa bedeckte, unsere jetzigen Waldbestände, werden nach ganz bestimmten, nur das Interesse des Besitzers währenden Gesichtspunkten bewirtschaftet. Auf dem Felde sucht die rationelle Landwirtschaft jeden Fußbreit Acker auszunutzen und duldet keine Prachäcker mehr, die den Feldvögeln ungehörte Brutplätze bieten könnten. Gebüsche und Hecken werden als lästig ausgerodet, und sogar die ländlichen Anwesen werden statt mit lebendem Buschwerk mit Drahtgäulen umgeben, wodurch den Vögeln natürlich die sicheren Brutplätze genommen werden. Hierzu kommt das fortwährende Kflügen, Haden, Mähen und Bearbeiten des Acker, das unzählige Vogelbruten vernichtet. Alle diese und viele andere Umstände vereinen sich zu einem ersten, das Dasein der Vögel arg gefährdenden Faktor.

Die durch die menschliche Kultur erzeugten Veränderungen in der Vogelwelt erfolgen demnach in mehr indirekter Weise. Direkt schädigend, vielleicht durch Jagd, kann der Mensch nur auf den Bestand weniger Vogelarten wirken, da ja den Vögeln von der Natur die Gabe des Fluges als treffliches Mittel zur Behauptung ihrer Existenz verliehen worden ist. Meist nur solche Vögel, denen das Flugvermögen fehlt, sind der Jagdlust des Menschen zum Opfer gefallen. Zwei Beispiele, wenn auch nicht aus der heimischen Vogelwelt, zeigen uns das deutlich. Am den 60. Grad nördl. Breite, an den Küsten von Labrador, Grönland, Norwegen und auf und um Island lebte vor hundert Jahren der Niesenalk (Alco impennis), auch Brillenalk genannt. Das Leben dieses Vogels war dem Wasser angepaßt, seine Flugorgane verkümmert. Das Fleisch des Niesenalken war wegen seines reichen Fettgehaltes sehr begehrt, und weil dazu die Jagd auf diesen Vogel durch seine unbeholfene Organisation sehr leicht war, wurde ihm von den Bewohnern jener nördlichen Breiten eifrig nachgestellt. Der Alk wurde an den Küsten und Inseln aufgesucht und erschlagen. Durch diese sinnlose Raubjagd wurde der Niesenalk gänzlich ausgerottet. Die letzten zwei wurden von einer Jagdgeellschaft im Jahre 1844 auf der Felseninsel Eidey bei Kap Reikjames erlegt. Das zweite Beispiel bietet der Kiwi (Apteryx) von Neuseeland. Auch dieser Vogel besitzt rudimentäre Flugwerkzeuge, die fast nur am Skelett erkennbar sind. Ihm wird eifrig von den Eingeborenen und noch eifriger von den Weißen nachgestellt, so daß er, zumal der Kiwi sonst nirgends vorkommt, beinahe ausgerottet ist.

Ein Beispiel für die Verminderung einer Vogelart durch die Kultur bietet uns unser Storch. Früher beherbergte jedes Dorf Norddeutschlands eine ganze Anzahl Storchpaare. Aber seit die Dächer der Dorfhäuser und Scheunen statt mit Stroh und Schilf mit Ziegel und Schiefer gedeckt werden, vermindert sich ihre Zahl auffällig. Auch die Telegraphenleitungen scheinen Weißer Langbein nicht zu behagen. So zieht sich denn der Storch mehr und mehr in abgelegene, weniger kultivierte Gegenden zurück. Das wäre aus ästhetischen Gründen sehr zu bedauern!

Unsere Wälder und Gärten beherbergten ehemals ein überreiches Vogelleben. Aus jeder Hecke, aus jedem Baum schallten im Frühling die Weisen unserer geliebten Sänger. Auf den Vogelheerden der alten Vogelfsteller wurden Tausende von Vögeln für Küchenszwecke gefangen. Jetzt ist das anders geworden. In manchen Gegenden Deutschlands kann man schon eine Stunde lang wandern und wird höchstens einige Lerchen, Buchfinken oder ein paar Sperlinge finden. Auch die größeren Vögel, Raubvögel, Wasservögel werden immer seltener. Der Grund hierfür ist aber

nicht in Fang und Jagd zu suchen, wie vielfach angenommen wird. Auch nicht die wenigen Vögel, die für die Stubenvogelliebhaberei gefangen werden (meist Männchen, die fast stets im Verhältnis zu den Weibchen in der Uebersahl vorhanden sind), haben schuld am Rückgange des Vogelbestandes. Die Hauptschuld trägt einzig und allein die Kultur! Durch die Umwandlung unwüchsigen Naturlandes in Rußland für den Menschen werden vielen Vögeln die Lebensbedingungen genommen. Im Walde werden hohle und alte morsche Bäume meistens nicht geduldet, und so den Höhlenbrütern Spechten, Meisen, Staren, Rotschwänzen die Nistgelegenheiten genommen. Das Unterholz wird ausgerodet und hierdurch Drosseln, Grasmücken, Rotkehlchen erstens die Möglichkeit zum Nestbau und zweitens die Nahrung geraubt, denn die auf dem Buschwerk lebenden Insekten, die den Vögeln zur Nahrung dienen, verschwinden natürlich auch. Dazu wird überall übermäßig Holzschlag betrieben. Ein solch „durchforsteter“ Kiefernwald, wie der technische Ausdruck hierfür lautet, macht oftmals einen iden Eindruck und ist nichts weiter als ein Platz zum Anbau von Ruß- und Brennholz. Durch die Einförmigkeit des Baumbestandes werden dann vielfach die Baumschädlinge aus dem Insektenreiche herbeigelockt (Kiefernschwärmer, Kiefernspinner) und beginnen ihr vernichtendes Werk. In derartig durchsichtigen Waldbeständen können sich auffällige Vögel nicht mehr halten. Da verschwindet die Waldschnepfe; die Nester des Fischweihers werden nicht mehr bezogen; der schwarze Storch, ein Verwandter unseres Hausstorchs, verschwindet spurlos. Auch die Raubvögel, von denen viele gar nicht so schädlich sind, und die den Waldgänger im Frühling durch ihre schönen Flugspiele erfreuen, ziehen sich weiter zurück. Der Kollrahe, Deutschlands größte Rabenart, ist schon für die meisten Gegenden unserer Heimat eine Seltenheit. Der Uhu, die größte Eule, fast gar nicht mehr vorhanden. Von den Adlern sind noch der Fisch- und Schreiadler einigermaßen bei uns verbreitet, aber auch schon recht rar, während Seeadler, Schlagenadler, Steinadler nur noch in abgelegenen, ausgebreiteten Forsten in einigen Paaren horsten. Den schaurig-schönen Anblick, auf der Havel einen Seeadler im Kampfe mit einem Schwane zu sehen, was vor fünfzig Jahren dort noch beobachtet wurde, kann heute niemand mehr haben.

Unsere Baumgärten und Parks, die ja eigentlich nur modifizierte Wälder darstellen, und die infolge ihres verschiedenartigen Baum- und Strauchbestandes eine Heimstätte für die Kleinvogelwelt sind, leiden häufig schon an auffallender Vogelarmut. Ich will nur von der Nachtigall, der Sängerkönigin, sprechen. Die Nachtigall war nach den Berichten und Aussagen früherer Beobachter in den Anlagen der Großstädte ungemein häufig. Jetzt mehren sich die Klagen über ihre Abnahme mehr und mehr. Je mehr die Parks den Charakter der Urwüchsigkeit verlieren, je mehr sie stilisiert werden, desto weniger behagen sie Philomelen. Hierzu kommt, daß in den Anlagen das weisse Laub peinlich sauber fortgeharkt wird. Die Nachtigall ist aber ein Bodenbrüter und setzt ihr Nest vorzugsweise in das alte Laub. Ich habe sie deshalb auch mehr auf den alten Kirchhöfen Berlins angetroffen, wo der mit Efeu überwucherte Erdboden günstigere Nistplätze bietet als direkt in den Anlagen der Stadt.

Der vordringenden Kultur muß auch die Vogelwelt der Sümpfe und Brüche langsam weichen. Durch ein System von Gräben werden diese feuchten Gebiete langsam entwässert und reguliert, und aus der einstigen „Erlkönigslandschaft“ wird Weideland und Wiesenland. Mit der Poesie der Bruchlandschaft schwinden auch ihre gefiederten Bewohner, Rohrdommeln, wilde Schwäne, Gänse, seltene Entenarten, Säger, Rohrhühner, Kraniche, dahin, und einige Arten Wiesenvögel, Wachstelzen, Schnäpper, Pieper, treten an die Stelle des einstigen reichen Vogel-Lebens.

Als direkt schädigend für die Vogelwelt sind von menschlichen Kultureinrichtungen zu nennen die Telegraphendrähte und die Leuchttürme. Die Luftdrähte sind für den Vogel unvermutete Hindernisse beim Fliegen, und groß ist die Zahl der Vögel, die durch Anfliegen an die Drähte zugrunde gehen. Gegen die Scheiben der Leuchttürme fliegen nachts Tausende von Zugvögeln, geblendet und angezogen vom grellen Licht, und stürzen tot zu Boden oder ins Meer.

So ist also die Kultur eine Feindin der meisten Vogelarten. Es gibt aber auch Vögel, denen geradezu durch die menschlichen Einrichtungen günstige Lebensbedingungen geschaffen werden; ferner solche, die sich den veränderten Verhältnissen anzupassen suchen. Vor allem Monsieur Sperling. Ueberall findet dieser kosmopolitische Vogel ein Plätzchen zur Unterbringung seines Nestes. Jeder Mauerspalt ist ihm recht. Von den Starlästen nimmt er mit genialer Frechheit Besitz. Auf dem Felde nistet er in der Tasche oder in dem Hute der Vogelscheuche. In Indien im hohlen Bambusrohr. In der Berliner Anlagen stehen die Sperlingsnester frei auf den Zweigen der Bäume. — Eng angeschlossen hat sich die Schwarzdrossel dem Menschen. Diese Drossel war früher ein scheuer Waldbogel, hat aber in neuerer Zeit sibiell Gefallen an unseren Gärten und Anlagen gefunden, daß sie letztere dem Waldaufenthalte vorzieht und sich stark vermehrt. Wenn auch der Schwarzdrossel viel Uebles nachgesagt wird — sie soll die Jungen anderer Vögel aus dem Neste rauben und töten — so muß doch ihr Heimischwerden in den Städten begrüßt

werden, denn der schöne, flötende, getragene Gesang dieser Drossel vermag fast den Gesang der Nachtigall, die ja doch immer mehr verschwindet, zu ersetzen. — Einem Vogel behagt das steinerne Häusermoor der Großstadt prächtig, unserem Mauersegler. Früher nistete dieser schnellste unter den Fliegern in Felsenritzen im Gebirge. Aber seitdem der Mensch seine Wohnungen aus Stein errichtet, hat sich der Segler ihm angeschlossen.

Neuere Forschungen haben gezeigt, daß die Vögel in ihrem Nutzen im allgemeinen als indifferent zu bezeichnen sind, daß also Nutzen und Schaden einander ausgleichen; denn insektenfressende Vögel verzehren auch nützliche Insekten wie Raupenfliegen, Schlupfwespen, Hanffäser, Regenwürmer in Menge. Aber gerade darin, daß die Vögel weder einseitig nützen noch schaden, liegt ihr ausgleichendes Wirken, ihr Nutzen für die Natur, und das Verschwinden der Vögel würde sich bald bitter rächen. Darum ist es neben ästhetischen auch aus praktischen Gründen von größter Wichtigkeit, durch Schaffung von Nistgelegenheiten und Erhaltung von Wildland inmitten des Kulturlandes die Vogelwelt zu erhalten und zu fördern.

Max Garling.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Wissenschaftliches von der Wäscherei. Die chemische Reinigung hat sich eine wichtige und berechtigte Stellung unter den Gewerben errungen, dagegen steht es keine Hausfrau gern, wenn eine chemische Behandlung auch auf die gewöhnliche Wäsche übergreift. Die Klagen über Löcher im Leinwand und anderen Geweben, die durch eine bequeme oder rücksichtslose Behandlung in der Wäscherei entstanden sein sollen, sind an der Tagesordnung. Es darf aber nicht übersehen werden, daß gewisse Bleichmittel ohne Schaden angewandt werden können, wenn nur die nötige Vorsicht beobachtet wird. Wenn trotzdem Gewebe beim Waschen zu Schaden kommen, so liegt das in vielen Fällen an deren minderwertiger Beschaffenheit. Um billige Gewebe von ansehnlichem Aussehen herzustellen, wird leider häufig eine Belastung mit mineralischen oder anderen nicht hineingehörigen Stoffen vorgenommen, die gleichsam das Skelett für ein schwaches Material abgeben. Wenn nun dies „Skelett“ durch eine bloße Behandlung mit Wasser und Seife angegriffen wird, so verliert das Gewebe gleichsam seine „Knochen“, und die Folge ist eine schnelle Zerlegung des Ganzen.

Als ein neues Mittel, das ohne Schaden auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen die Wäscherei in wirksamer Weise unterstützen kann, wird jetzt im „Lancet“ eine sogenannte Malzdiastase empfohlen. Sie löst die Stärke in unsauberem gestärktem Leinwand auf, bevor es gewaschen wird. Das ist von großem Vorteil, und das Mittel hat keine der bedenklichen Eigenschaften, die an Soda, Chloralkali oder Borax zu fürchten sind. Die Diastase ist ein Körper, der zu den weit verbreiteten und für den Haushalt der Natur äußerst wichtigen Enzymen gehört und hauptsächlich aus Gerstenmalz durch Behandlung mit Alkohol gewonnen wird. Eine der wesentlichsten Eigenschaften der Diastase besteht nun eben in der Fähigkeit, die Stärke aus einem unlöslichen Zustand in einen löslichen zu verwandeln, indem zunächst Dextrin und dann Malzzucker entsteht. Diese Wirkung der Diastase ist so stark, daß sie die fünfzigtausendfache Menge von Stärkemehl zu verwandeln vermag, und zwar mit großer Schnelligkeit. Man kann sich leicht vorstellen, wie günstig die Benutzung dieses Stoffes bei der Wäscherei sein muß. Wegen der schnellen Verwandlung der in der Wäsche enthaltenen Stärke in eine lösliche Form kann diese leicht aus dem Gewebe ausgewaschen werden und damit wird das Reinen einer wirksamen Behandlung mit Wasser und Seife zugänglich.

Der Tonograph. Der „Tonograph“ (Konschreiber) — nicht zu verwechseln mit „Phonograph“ (Stimmenschreiber) — ist ein von dem amerikanischen Arzte Halbrook erfundener Apparat zur sichtbaren Veranschaulichung von Tönen und Lauten: Eine Art Trompete von stattlichem Durchmesser geht unten in einer Biegung schalltrichterartig aufwärts. In diesen Trichter ist eine Gummi-Membran so montiert, daß sie beim Ansehen des Mundes an das Instrument wagrecht liegt. Um nun die Verschiedenheit der Töne, Stimmen usw. zu veranschaulichen, bepulvert man die Membran mit einem feinen Gemisch aus Kochsalz und Schmirgel. Beim Hineinsingen, -sprechen usw. in den Apparat gerät das Pulver in Schwingungen, und es werden (wie bei den bekannten Chladnischen Klangfiguren, wo der Geigenbogen an eine Metall- oder Glasplatte streicht und die Schwingungen auslöst) Figuren erzeugt, und zwar je nach Höhe oder Tiefe des sie hervorruhenden Tones verschieden und einem bestimmten Tone je eine bestimmte Tonfigur auf der Membran entsprechend! Es ist leicht einzusehen, daß der Tonograph für Gesangslehrer und -schüler von außerordentlicher Bedeutung ist, da man ja mit Hilfe des Apparats deutlich sichtbar veranschaulichen kann, ob noch Schwankungen, Unreinheiten, Schwächen zu verzeichnen sind; denn erst bei ganz tadellosem Stimmanfah zeigen sich auf der Membran klare, saubere und regelmäßige Klangfiguren von teilweise gerabezu prächtiger Miniatur und wunderbar harmonischer Bildung.